

Der Dresdener Malaustrand war zu Ende. Nach einem verheerenden und erbitterten Kampfe hatte man der Uebermacht weichen müssen, und nun suchten die Unterlegenen noch im letzten Augenblicke aus der Stadt zu flüchten, um nicht nur einfache Arbeiter und Bürger, die in den Maitagen des Jahres 1849 zu den Waffen gegriffen hatten, selbst hervorragende Leute, wie Richard Wagner und Semper, der geniale Erbauer des Dresdener Theaters, batten sich an diesem Kampfe beteiligt und tapfer bis zum letzten Augenblicke auf den Barricaden ausgeharrt.

Auch ein junger Gymnasial-Lehrer war von dem allgemeinen Sturm mit fortgerissen worden und hatte sich an dem Aufstand beteiligt; seine Gattin, die ihren Mann schwärmerisch liebte, war auch in der Stunde der Gefahr lüthig und entschlossen an seiner Seite geblieben und wollte sich auch jetzt nicht von ihm trennen, als es galt, sich rasch zur Flucht zu wenden und in's Ausland zu reiten.

„Du bist eine Frau, Dich wird man nicht zur Weichheit ziehen, es ist also das Beste, wenn Du ruhig hier bleibst,“ hatte der Mann gesagt.

„Nein,“ war ihre verschiedene Antwort gewesen. „Ich verlass' Dich nicht, uns trennt nur der Tod.“

„Aber Du siehst Dich Gefährten und Beschränkten aus, die weit über Deine Kräfte gehen.“

Auch diesen Einwurf hatte die Frau nicht gelten lassen und einfach erklärt: „Fürchte nichts!“ Ich werde Dir nicht zur Last fallen.“

Mar Körner kannte den Muth seiner Gattin; sie hatte ihn ja in diesen schweren Tagen bewiesen und treu an seiner Seite ausgeharrt, während die Augen um sie herumgeflohen waren; man hätte die artgebauten junge Frau allgemein bewundert, die jeder Gefahr getrotzt, um den Kämpfern auf der Barricade Mundernahrung und Munition herbeizutragen, und er wußte auch, daß sie viel größere Qualen ausstehen würde, wenn sie jetzt nicht sein Geschick theilen konnte; seine Agnes hatte ja stets treu zu ihm gehalten und bewiesen, daß sie bereit sei, für ihn freudig jedes Opfer zu bringen.

Es war eine Jugendliebe gewesen, die Beide zusammengeführt hatte, und was nicht immer der Fall, sie hatte auch nach ihrer Vereingung Farbe gehalten, ja, das Band, das sie vereinte, war mit den Jahren nur noch inniger und fester geworden.

Mar Körner hatte schon, als er noch in Leipzig seinen Studien oblag, für die kleine, damals 14-jährige Agnes geschwärmt, und seine Gefühle waren unverändert geblieben. Kaum hatte Mar eine Anstellung als Lehrer an einem Gymnasium Dresdens erhalten, als er auch sofort bei dem Vater um die Hand der Geliebten warb, der kein Bedenken trug, ihm die Tochter zu geben, konnte er doch an der Ehrenhaftigkeit des jungen Mannes und an seiner Liebe keine Zweifel hegen, denn sonst würde seine Wahl auf eine Andere gefallen sein und nicht auf die Tochter eines nur mit Kindern reich gesegneten Beamten. Es war ja so ziemlich allgemein bekannt, daß Mathilde Schmidt, die einzige Tochter einer reichen Kaufmanns-Wittwe, an den jungen, hübschen Studenten ihr Herz verloren habe; denn das Mädchen hatte aus ihren Gefühlen für Mar Körner gar kein Geheim gemacht. Mathilde Schmidt war einige Jahre älter, als Agnes, und eine viel unworden: Schönheit. Sie wußte, daß sie reich und auch schön war, man hatte ihr dies ja oft genug gesagt, und sie zweifelte deshalb keinen Augenblicke, daß es ihr leicht fallen werde, Mar für sich zu erkoren. Zu ihrer bitteren Enttäuschung gab der unsinnige Mensch der Tochter eines höheren Beamten den Vorzug, die, wie sie sich selbst sagte, nicht einmal schön genannt werden konnte.

Mathilde Schmidt hatte gehofft, daß es doch nur eine Studentenehre sei und Mar Körner, sobald er erst eine Anstellung erhalten, so viel Bestand haben werde, um ein Frauchen zu führen, die ihm ein angenehmes Leben verschaffen konnte, denn mit dem jungen Lehrer's Gehalt waren keine großen Sprünge zu machen, und sie war bereit, ihm dies Glück zu gewähren; er durfte jetzt nur kommen und um ihre Hand werben. Mit Schmerz wartete sie auf diese Stunde. Ah, und nun trat der blinde Thier vor ihr, dieses arme Mädchen, und Mathildens glühende Liebe veranbaltete sich in eben so glühenden Haß. Sie wußte nur nicht, was sie am Meisten haßten sollte, den Mann, der ihre Liebe schändlich zurückgewiesen, oder die Frau, die ihn den Geliebten entriß, denn sie zweifelte keinen Augenblicke, daß Mar Körner sie ohne die intrigante Person, mit der sie sogar früher befreundet gewesen war, geheiratet haben würde. Wie alle blind Verliebten, hatte sie sich nichts mit der Hoffnung getraut, daß der junge Mann sie wieder liebe und nur nicht den Muth habe, mit seinen Gefühlen der reichen, schönen Erbin gegenüber offen hervorzutreten.

Mar Körner hatte wohl bemerkt, daß diese reiche, schöne Mädchen ihm ein wenig feine Gunst zugewendet habe, oder doch von der Leidenschaft, die Mathildes Brust erfüllte, keine rechte Achtung gehabt. Von Studienfreunden erfuhr er später, wie sehr ihm jetzt die wunderliche Person große und wie sie ihm seine vermeintliche Bescheidenheit nicht verzeihen könne. Es hätte ihm jungen Mann wenig; er schloß sich in

seinen bescheidenen Verhältnissen und im Besitz einer verständlichen Lebensgefährtin sehr glücklich, denn er war Realist genug, um seine Herzenswahn nicht zu bereuen. Und wie dann, wenn er sich wirklich vom schmerzlichen Mamon hätte trennen und diese reiche Mädchen hätte betrauten wollen, das ihm nun einmal nicht sympathisch gewesen war. Es kam das Jahr 1848. Die Mutter Mathildens hatte ihr ganzes Vermögen in Papieren angelegt, deren Werth plötzlich so fürchterlich sank, daß sie mit ihrer Tochter aus den glänzendsten Verhältnissen herausgeschleudert wurde. Mar hörte dann nur noch, daß die Mutter bald darauf gestorben sei und Fräulein Schmidt, die so lange sich nicht entschließen gekonnt, einen Bewerber zu erheben, jetzt froh gewesen sei, daß der Besizer eines kleinen Gasthofes sich bereit gefunden habe sie zu heiraten.

Das Sturmjahr von 1848 rief auch Mar Körner mit fort. Jetzt nahte ja der Traum der deutschen Einheit seiner Verwirklichung; in Frankfurt tagten die Besten und Edelsten der Nation, ein Parlament, wie es die Welt noch nicht gesehen und vielleicht auch nie wiedersehen wird. Der junge Gymnasial-Lehrer hatte sich mit Begeisterung in den Strom des öffentlichen Lebens gestürzt, Vorträge gehalten, Artikel für Zeitungen geschrieben, und als die Nation wieder hereinzubrechen drohte, war er einer der Ersten gewesen, der sich an dem Maiaufstand beteiligte und mit seiner Gattin für die Freiheit des Volkes das Leben eingeseht hatte. Nun die Sache doch vorläufig verloren war, mußte man dem Vaterlande den Rücken kehren, vielleicht auf immer.

Es war ein Weg voll Aufregung und Gefahren, den die Beiden zurückzulegen hatten. Sie mußten meist des Nachts und bis in die Morgenröthe hinein marschiren, wollten sie nicht den überal herumirrenden Soldaten in die Hände fallen. Zum Tode erschöpft, gelangte das Ehepaar bis Annaberg; aber hier verließ Agnes die Kraft, sie sank vor dem ersten Haufe, das sich ihren Wunden zeigte, ohnmächtig zu Boden und konnte nicht mehr weiter.

Trotz der frühen Morgenstunde hatte eine junge Frau von ihrem Fenster aus den Vorgang beobachtet, sie tam sogleich herbeigeeilt und bot mitleidig ihre Hilfe an. „Ich werde meinen Mann rufen, wir wollen die Kranke in's Haus schaffen,“ sagte sie rasch, als sie sah, daß die Fremde bewußt- und regungslos dalag.

Mar Körner zögerte. Konnte man diesen Leuten trauen? Würden sie nicht Argwohn schöpfen und sie vielleicht an die Militärbehörde ausliefern? — Die Frau mußte seine Bedenken errathen haben, denn sie fuhr sogleich lebhaft fort: „Fürchten Sie nichts. Wir wollen nicht wissen, woher Sie kommen und wohin Sie gehen.“ Dann rief sie in das Haus hinein: „Gustav, Gustav!“ und ein kräftiger, vierstöriger Mann mit einem grundehrlichen Gesicht, ein edler Erzgebirger trat heraus. Die Frau flüsterte ihm ein paar Worte zu, und dann nahm der Mann ohne Weiteres die Ohnmächtige auf seine starken Arme und trug sie in's Haus, um in einem Hinterzimmer auf einem Sopha seine Würde sanft niederzulegen.

Den Bemühungen der Frau gelang es bald, Agnes zum Bewußtsein zurückzubringen, und dann schaffte sie so reichlich zum Essen herbei, als ob sie wohl gemuth hätte, daß diese Leute seit langer Zeit keine Nahrung mehr zu sich genommen.

„Sie können bei uns ausruhen, so lange Sie wollen,“ sagte die Frau, nachdem sie mit Befriedigung gesehen, wie sehr ihre Gäste den aufgetragenen Speisen zugesprochen hatten. „Mein Mann muß freilich in einer Stunde nach Chemnitz, aber ich erwarte keinen Bruder, der nicht an der böhmischen Grenze lebt, und der am Abend wieder heimgeht.“ Ahnte die kleine, kluge Frau, daß sie Beifällige des Aufstandes vor sich habe, die sich nach Böhmen retten wollten? Mar schaute seine Gattin fragend an; sie verstand ihn und antwortete in englischer Sprache: „Sei ohne Sorge. Wir können ihr vertrauen, sie wird uns nicht verrathen,“ und zu ihrem großen Erstaunen sagte ihre Wirthin: „Das werden wir nicht. Wir sind ehrliche Leute. Auch meinem Schwager können Sie vertrauen.“

„Sie verstehen englisch?“ fragte Agnes verwundert.

„Ja,“ antwortete die Frau einfach. „Ich war wohlhabender Leute Kind; aber das Jahr 48 hat auch uns arm gemacht. Sie dürfen nicht fürchten, daß wir reactionär gekannt sind, mein Mann und ich halten es mit der Freiheit, und sein Bruder und dessen Frau haben dieselben Ansichten, wie wir. Wir wollen deshalb gar nicht Ihren Namen wissen, das ist für uns die Beste.“

„Sie sind Sie hinzu.“

„Sie sind Sie hinzu.“

„Sie sind Sie hinzu.“

wollen wir aufbrechen; Sie sind ein Beter von uns, kommen zum Besuche und bleiben bei uns über Nacht. Wir haben einen kleinen Gasthof, und Sie können sich bei uns ausruhen, so lange Sie wollen.“

„Nein, wir möchten schon morgen weiter“, entgegnete Mar.

„Auch gut, dann begleite ich Sie bis nach Böhmen hinein.“

Nach vor Sonnenuntergang trat man die Wanderung an. Die junge Frau fühlte sich durch die lange Nacht so weit gefährt, daß sie an der Seite der beiden Männer just wieder rüstig durch den Wald schritt, in dem bereits die Dämmerung und jenes Schweigen herrschte, das gerade dann so seltsam die Seele bewegt.

In dieser Waldeinsamkeit gingen die Herzen auf; man plauderte über Alles, selbst über die jüngste Vergangenheit, und es war diesen drei Menschen, als ob sie sich schon längst gekannt hätten, obwohl Keiner von dem Anderen seinen Namen erfahren hatte.

Die Wanderer hatten eine Höhe erreicht. „Dort ist unser Haus“, sagte der Mann, „sehen Sie das Licht? Meine Frau wird mich schon erwarten und sich freuen, daß ich ihr solche Gäste bringe, denn auch sie denkt, wir wollen ein wenig deutsches Reich haben, und mer dafür kämpft, der ist unser Freund.“ Der wadere Erzgebirger drückte dabei seinem Begleiter kräftig die Hand.

Als man sich jetzt dem Hause näherte, blieb ihr Führer stehen, um zu sprechen. „Warum Sie hier noch einen Augenblick“, sagte er leise. „Es sind, wie fast immer zu dieser Stunde, Grenzjäger bei uns, sie trinten ihr Gläschen und spielen Karten. Ich will doch vorher meine Frau instruiren, damit Sie gleich von ihr als Verwandter begrüßt werden, dann haben diese Leute nicht den geringsten Verdacht.“

Nach einiger Zeit kam der Mann wieder und sagte, die Thür zum Gastzimmer öffend: „Kommen Sie nur herein, lieber Beter, meine Frau wird augenblicklich erscheinen.“

Die in einer Ecke des geräumigen Wirthszimmers sitzenden, kartenspielenden Grenzjäger schauten neugierig auf die Fremden; da öffnete sich bereits die Seitenthür, und die Wirthin trat wie in freudiger Aufregung herein; sie hatte schon die Arme zur Begrüßung der „Verwandten“ geöffnet, aber plötzlich ließ sie dieselben wieder sinken, die eben noch freudig schimmernden Augen erhielten ein unheimliches Funkeln, das immer noch schöne Antlitz schien völlig zu erstarren, und kein Ton kam über die sich schließenden Lippen.

Auch Mar hatte Mühe, seine grenzenlose Befürzung ein wenig zu verbergen. Es war Mathilde, die plötzlich vor ihnen stand, und deren finstere, harte Miene nichts Gutes verhieß. Kein Zweifel, sie trug sicher noch den glühendsten Haß gegen Denjenigen in ihrem Herzen, der ihre Liebe beschmähte, und sie hatte jetzt Gelegenheit, sich zu rächen. Ein Wort von ihr, und waren Beide verloren; ja, wenn sie es nicht über sich gewann, ihren Haß als Verwandten zu begründen, dann stand es schlimm um ihre Sache, und von der Raschheit, die noch immer die erstlittene Kränkung nicht vergessen hatte, war dies schmerzlich zu erwarten. Agnes fürchtete daselbe, und sie bebt vor dem nächsten Augenblicke, der Alles entscheiden mußte.

Da löste sich die Erstarrung in dem Antlitz der schönen Frau. Sie erhob wieder die Arme, und jetzt rasch auf die Ankömmlinge zutretend, rief sie in großer Erregung aus: „Lieber Beter, Sie sind es wirklich! O, welche Ueberaschung! Herzlich willkommen!“ Währen sie Mar die Hand schüttelte, zog sie Agnes zärtlich an sich, noch einmal die Worte wiederholend: „Herzlich willkommen!“

Die Grenzjäger wandten die neugierigen Blicke von den Gästen; sie wußten jetzt, daß es wirklich Verwandte waren und setzten ihr unterbrochenes Spiel ruhig fort.

Am anderen Tage brachte der Wirth die beiden Flüchtlinge über die Grenze, die dann glücklich die Schweiz erreichten, aber seine Gattin haben sie nicht mehr wieder. Sie hatte sich wohl im letzten Augenblicke überwunden und dem einst so geliebten und später so gehassten Mann Freiheit und Leben gestattet, weiter war jedoch ihre Kraft nicht gegangen; sie hatte sich nach dieser Begrüßung rasch zurückgezogen, und nur, als die Flüchtiger ihr Haus verließen, sah sie ihnen heimlich lange nach, und dann richtete sich die eigenthümliche, schöne Frau in die Höhe und murmelte von dem einem schweren Druck befreit: „Nun bin ich glücklich! Er wird jetzt wissen, was wahre Liebe vermag!“

Abgewandten. — Schneider: „Zu Hund knurrt mich so verächtlich an; beruhigen Sie ihn doch!“ — Student: „Nehmen Sie nur keine Rechnung heraus, das Vieh kann nämlich kein Papier sehen.“

Schlechtes Zeichen. Dienet (zum Kollegen): „Warum hast Du denn die Stelle bei dem Grafen nicht angenommen?“ — Weist Du, wie ich hinten, sah ich zufällig einen ganz verrosteten Korkzieher am Nagel hängen, und das hat mir nicht gefallen!“

Merkwürdig. Förster (ein Buch in der Hand): „Da schick mir mein Sohn aus der Stadt ein Buch über Jagdwesen, aber es ist ganz neu! Er weiß doch, daß ich das Aufzuehen nicht leiden kann.“

Aus dem Englischen von Friedrich Saffermann.

Die Nacht war erdrückend schwül, und als ich mit meinem Freund Hans zugleich mein Lager verließ, um mir am Vorderbein mittels einiger Federn und Rißen eine Ruhepause zuzuschaffen, und wir an dem Rißig des Drang-Ulang vorbeizogen, begann das in Ketten gelegte Thier schauerlich zu heulen. Sie hatten ihn auf einer der malayischen Inseln gefangen und führten ihn nach England, um ihn dort gegen einen Schilling Eintrittsgeld zu zeigen. Vier Tage lang hatte er ununterbrochen geheult und an den Eisenstäben seines Kerkers gerüttelt. Einen Flaresen, der sich ihm unvorsichtig genäherte, hatte er mit einem Schlag prae act wuchsig beharrlich hart gebittelt.

„Es wäre gut, wenn Du ein bißchen seetran werden möchtest“, brummte Hans Breitmann vor dem Käfig stehen bleibend. „In Deinem Mikroskop ist das Ich gar zu vorherrschend.“ Der Drang-Ulang ließ den rechten Arm lässig zwischen den Eisenstäben seines Kerkers baumeln. Wer hätte gedacht, daß er im nächsten Moment mit einer blitzschnellen Armbewegung dem Deutschen einen Schlag auf die Brust verfehen werde? Die leichte Seide des Nachtshirts war mitten durchgerissen, Hans aber trat kaltblütig einen Schritt zurück, pflückte eine Banane von dem großen Bananenbündel, das über dem Rettungsboote hing und reichte sie dem mühenbenden Thiere.

„Das Ich ist sehr vorherrschend in Deinem Mikroskop, mein Freund“, murmelte er; dann beteteten wir uns ein weiches Lager zwischen den schlafenden Matrosen, wo jedes Lüftchen über uns hintrieb. Am Schabel des Schiffes brachen sich schäumend die schmerzlichen Wogen und zerrannen mit langsamem Wellenschlag in der Dunkelheit. In einiger Entfernung zog ein Gewitter vorüber. Wir sahen die Blitze. Die Kuh, die uns mit Milch versorgte, ließ, von der Hitze gequält und von dem penetranten Geruch des Affen beunruhigt, ihr eintöniges Brüllen erschallen; die Schornsteine pruffelten laut und die Schlade, die aus dem höchsten Masten ins Meer hinabrieselte, sank mit quagelndem Ton in die Tiefe. Hans streckte sich auf seinem Lager aus, zündete die Cigarette an und begann zu plaudern. Seine Stimme klang so süß einschlafend, und wie Vieles hatte er gesehen und erlebt; bereichte er ja doch fortwährend die Welt, um Orchideen, ethnographische Merkwürdigkeiten und wilde Thiere für Sammler nach Deutschland und Amerika zu liefern. Schläfrig starrte ich auf die glühende Cigarettasche; der Drang-Ulang begann zu stöhnen und die Eisenstäbe seines Kerkers zu schütteln wie eine verdamnte Seele. Er mochte von der Freiheit der heimathlichen Urwälder träumen.

„Wenn der sich befreien könnte“, meinte Hans nachlässig, „so bliebe nicht viel übrig von uns. Du, wie er heult. Aber warten Sie. Ich werde ihm ein bißchen Angst einjagen.“

Mit diesen Worten ließ er ein leises Schlangengisch vernehmen, so naturgetreu, daß ich einseht aufsprang. Das unheimliche Nischen war taunverklungen, als auch schon im Drang-Ulang-Käfig diese Stille eintrat. Das mühenbende Thier vertrocknete sich zitternd in einem Winkel.

„Nun, nicht wahr, ich habe ihn gebändigt? Diesen Kunststift hat ich in Mugaung-Landsump geleert, als ich dort kleine Affen sammelte. Jedes Thier auf Erden zittert vor dem Affen, nur die Schlange nicht. Das Zischen einer Schlange löst den Affen Entsetzen ein. Und doch haben diese Thiere eine fast menschliche Seele. Schlafen Sie? Nein? Nun, so werde ich Ihnen etwas erzählen, was Sie mir nicht glauben werden. Als ich im Jahre 79 auf den Inseln des füblichen Archipels auf kleine Affen jagte — so um Neu-Guinea herum —, da mein Gott, lieber möchte ich auf Heintzelmännchen Jagd machen, als auf dieses erbärmliche Gewürm! Jedes zweite Thier auf einem Inseln besaß die Bekanntheit eines Naturforschers, eines gewissen Bertran, der sich vorzüglich auf das Wändeln der wilden Thiere verstand. Der hatte einen riesigen Drang-Ulang, der sich einbildete, er sei ein Mensch. Er hatte ihn eingefangen, als das Thier noch ganz jung war und behandelte ihn, wie einen eigenen Sohn. Der Drang-Ulang hatte ein großes Zimmer, keinen Käfig, schlief in einem Bette, kleidete sich selbst an, rauchte Cigaretten, speiste mit Bertran an einem Tisch und ging mit ihm Arm in Arm spazieren. Herz Gott! Ich sah mit eigenen Augen, wie das Thier sich in den Armstuhl zurücklehnte und lachte, wenn Bertran mit mir scherzte. Das war kein Thier mehr, das war ein Mensch; er sprach mit Bertran und dieser verstand ihn; ich hab's mit eigenen Augen gesehen. Wir oeenüber war er immer sehr höflich, nur wenn Bertran viel mit mir sprach und sich um ihn nicht bekümmerte, patte mich der garstige schwarze Keisel an, als wollte er mich hinauswerfen. Ich wiederhole das war kein Thier mehr, es war ein Mensch. Das hatte ich nach schon dreimonatlicher Bekanntschaft schon heraus; auch Bertran wußte es, wenn er mit der Cigarette zwischen den Zähnen uns anstarrte.

Ein Jahr lang hielt ich mich in jener Gegend auf, bald Orchideen sammelnd, bald Schmetterlinge jagend; da sagte mir Bertran eines Tages, daß er heirathen wolle, und zwar ein hübsches und junges Mädchen von französischem Geblüt. Ich sagte nur: soviel!

„Denten Sie an Bima! Mich zerret er an den Schultern, wenn ich viel mit Ihnen rede; was wird er mit Ihrer Frau thun? Wissen Sie was, Bertran, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich das Thier meiner Frau zur Hochzeitsgabe schenken — natürlich ausquospft.“

„Soll ich ihn etwa niederschleichen?“

„Wenn er mein Eigenthum wäre, ich hätte es sofort“, erwiderte ich.

Im selben Moment flüchte ich Bima aus Krallen an meinem Halse. Ich schwöre Ihnen, das Thier verstand die Fringersprache; er hatte ein ganzes Taubstummalphabet. Mit den behaarten fehnigen Armen umring er meinen Hals, hob mein Kinn empor und sah mir in die Augen, ob ich seine Rede ebenso verstand, wie er die meinige.

„Sehen Sie“, begann Bertran. „Sie wollen ihn tödten und doch schmeichelt er Ihnen so zärtlich. Das ist echt teutonischer Untand.“

Ich aber wußte, daß ich mit Bima zum Todfeind gemacht, denn die Krallen an meinem Halse sprachen von Mordgier. Bei unserer nächsten Begegnung trug ich schon einen Revolver bei mir; die Bestie bemerkte es und streckte die Hand darnach aus; ich aber spannte den Hahn und bedeuete, er set oeladen. Die Bestie verstand mich, denn sie hatte im Walde die niedergebessenen kleinen Affen gesehen.

Bertran heirathete also und bernachlässigte Bima, der von nun an allein und verlassen an den Meerestüften herumirrte. Eines Tages sah ich, wie er mit einem biden Ast eine Grube gruben, als wolle er ein Grab herstellen. Ich machte Bertran aufmerksam.

„Hören Sie, Freund. Machen Sie der Bestie den Garaus. Sie ist ja toll vor Eifersucht.“

„Ach was“, meinte Bertran. „Er kann bernarrt in meine Frau, sogar die Pantoffel trägt er ihr nach.“

Dabei blickte er voll zärtlicher Liebe auf das blühend schöne junge Fräuleinchen.

„Ich wiederhole Ihnen, Freund, kringen Sie die Bestie um, denn ich bemerke in den Augen des heimlichstehen Thieres ein verrätherisches Glänzen, welches Mord bedeutet.“

Bima gestellte sich im selben Moment zu uns; aber der Glanz in seinem Auge war erloschen; das hinterlistige Thier hatte ihn unterdrückt; er bracht der jungen Frau die Pantoffel und Bertran scherzte:

„Sie wollen ihn binnen acht Monaten genauer kennen, als ich in zwölf Jahren. Ein Kind wird seinem Vater nichts zu Leide thun, und ich habe ihn behandelt wie einen Sohn.“

Tags darauf besuchte mich Bertran, um mir beim Verpacken meiner Sammlungen zu helfen. Gesprächsweise erwähnte er, daß er seine Frau mit Bima im Garten gelassen. Rasch ließ ich mein Arbeit im Stich und vonunterruhe eracht, schlug ich Bertran vor, zu ihm hinüberzugehen, um einen erfrischenden Trunk zu nehmen. Lachend meinte Bertran:

„Wenn Sie gar so durschtig sind, so kommen Sie.“

Die junge Frau war nicht im Garten, und Bima kam aus Bertrons Ruf nicht zum Vorschein. Als mein Freund die Thür des Schlafzimmers öffnen wollte, fand er sie versperrt. Er sah mich an und wurde treibefelisch. Ich drückte mit meiner Schulter die Thüre ein. Das Strohdach war aufgerissen und durch die breite Oeffnung drang schon die Sonne goldig in's Zimmer. Von der jungen Frau war keine Spur zu sehen. Aber auf dem Fußboden lagen zerstreute Kleiderstücke und Klebstümpfen umher.

Wir wurde übel, als ich dies erblickte. Bertran aber untersuchte näher, was auf dem Fußboden und an den Wänden zu sehen war, und dann begann er leise, ganz leise zu sprechen. Gott sei Dank, er war wahrhaftig geworden. Er schrie nicht, er betete nicht. Lächelnd blieb er mitten im Zimmer stehen und sprach:

„Sie hat sich in's Zimmer eingeschperrt und er ist durch's Dach eingebrunnen. „Hi donc.“ Wir werden das Dach ausbessern und warten, bis er zum Vorschein kommt.“

Zehn Tage warteten wir aber vergebens. Wohl erblickten wir ihn am Waldestrand, aber er wagte nicht, zum Vorschein zu kommen, denn er fühlte sich schuldig; endlich am zehnten Tage kam er zaghaft näher, und als ihn Bertran rief und lockte, kam er in großen Freudeinsprünge nach Hause. In den Frankten hielt er zwei schwere und lange, schwarze Röbse. Bertran sagte nur: „Hi donc.“ Aber seine Stimme klang so, als wenn man Glascherben zerermalte. Drei Tage schmeichelte er der Bestie in hontigüßer Rede, endlich am vierten Tage setzte er sich mit uns zu Tisch und gab Bima soviel Brantwein zu trinken, bis das Thier betauscht war, dann —

tran hat ihn mit der bloßen Hand erwischt.“

„Aus dem Käfig klang wieder ein höllisches Gebrüll an unser Ohr.“

„So, in der Bestie unbemerkt sich wieder das Ich. Wirst Du wohl schweigen.“

Hans zischte laut, und wir hörten: das wilde Thier im Käfig vor Angst zittern.

„Aber warum sind Sie Ihrem Freund nicht zur Hilfe geeilt? Warum haben Sie es geschehen lassen, daß die Bestie ihn tödtete?“

„Lieber Freund“, erwiderte Hans, sich schläfrig austreckend. „Selbst von mir war es garnicht schön, daß ich weiter leben konnte nach dem, was ich dort im Zimmer gesehen. Bertran aber war der Mann. Gute Nacht, schlafen Sie wohl.“

Der Mund als Verräther des Charakters.

Ein Mitarbeiter des „Medical Record“ weist darauf hin, daß besonders bei Frauen die Form und Farbe der Lippen sowie ihre Umrislinien in hohem Maße charakteristisch seien. Er behauptet, daß keine Frau mit dem kleinen roten Munde, der wegen seiner Form von den Dichtern mit dem Bogen des Cupido verglichen worden ist, jemals geistig oder feilsch bedeutend gewesen ist. Es mögen sich daher alle Die, deren Mund nicht die von den Dichtern gepriesenen Schönheitslinien zeigen, trösten, um so mehr, als ihnen sogar verrathen werden kann, daß ein breiter, grader Mund mit starken, weißen Zähnen auf hohe Intelligenz, wirkliche Herzensgüte und festen Sinn schließen läßt und auf alle sonstigen Eigenschaften, die wir Alle gern besitzen möchten. Schließlich giebt unser Psychologe den Frauen noch einen anderen guten Rath: Sie sollten sich keine Mühe geben, entsprechend ihren Mund leicht geöffnet zu halten, was ihnen nach der gegenwärtigen Mode jenen unschuldig tragenden Ausdruck verleihen soll, der den Helldinnen altmodischer Romane eigen war, aber durch Raubfahrten und andere moderne Belustigungen verloren gegangen sei. Der geöffnete Mund sei nicht nur unschön, sondern auch sehr ungesund, und es sei in jedem Falle besser, den Mund energisch geschlossen zu halten.

Fräulein Sonne.

Mit leichtem Fuß und mit wehendem Saar, So sprang ich durch's Wiesen und Felder; Ich grüßte droben der Vögelin Schaar Und drüben die fernen Wälder. Doch das Herrlichste die Sonne mir schien; Und wie mir ihr wunderwarmes Glänzen Fuhr über die Wangen so sacht, „Hob' ich mir selig gedacht: „Es thut doch auf der ganzen Welt Nichts wohlter als du, Frau Sonne!“

Wie der Wind verweht, so die Zeit vergeht.

's ist aus mit dem frühlichen Fröhlich; Die Sorge lüht bei mir von Fröhlich's Hüft.

Sie kam zu mir, um zu bleiben. Was hilft mir nun da draußen die Pracht? Wenn hell durch's Fenster die Sonne lacht, Flücht' ich zur finsternen Eden, Mich und mein Leid zu verdecken: „Es thut mir auch auf der ganzen Welt Nichts wohlter als du, Frau Sonne!“

L. Lindemann - Kurrner.

Kaffee als Wetteranzeiger.

Wenn aus der etwas hoch gehaltenen Kaffeetasse in die Tasse geschickt wird — selbstverständlich nur bei reinem Bohnentaste — so bilden sich in der Mitte der Flüssigkeit Blasen. Sind diese feinschäumig und bleiben sie längere Zeit auf derselben Stelle stehen, so ist beständiges Wetter in Aussicht; ist der Schaum aber großbläßig und legt er sich an den Rand der Tasse, dann steht Regen bevor, während das Zertheilen und Wägen der Blasen auf unbekanntes Wetter hindeutet.

Dies gilt nicht bloß von gekochtem, sondern auch von frisch gemahltem Kaffee. Nicht man den gemahlten Kaffee mit Vorzicht aus der Kaffeemühle und in das Gläschen spilt, so ist auf gute, ist die Spitze dagegen eingefallen, auf frühe Witterung zu rechnen. Die Erklärung hierfür liegt darin, den gebrauchten Kaffee äußerlich empfindlich gegen Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft ist.

Die letzte Bitte.

„Reider, so einer der schlimmsten Art Sun Dod dorchs Fallbeil verurteilt ward.“

Diesen Lumig, wie's das Gesetz beschimmt, Mer Dags vor sein Dod beiseite noch nimmt Un frag'n, wie's einmal so iebliche Bitte, „Mei Gudster, ham Se vielleicht noch 'ne Bitte?“

„Nenne Bitte?“ so fragt der Berbrecher schnell. „Nu heer'n Se, die nenn' ich Sie gleich uf der Schteel, Ich mecht' noch, bevor Sie den Gobb mit entfernen, Mit giet'er Erloobniß chinesisch erlernen.“

„Nenne Bitte?“ so fragt der Berbrecher schnell. „Nu heer'n Se, die nenn' ich Sie gleich uf der Schteel, Ich mecht' noch, bevor Sie den Gobb mit entfernen, Mit giet'er Erloobniß chinesisch erlernen.“